

Wo geht ein Fauber aus vom schönen Brief.
Ganz wie von einem hohen Fest. Nicht du
allein, der ihn bekam, ist tief durch ihn be-
glückt; der Schreiber selbst gab ihm im Vollge-
fühl der Freude auf. Schöne Briefe haben
künstlerischen Wert. Sie sind Harmonien von
Gedanklichkeit und Seele. Ganz wie in einer
feinen Komposition, in einem schönen Bild, in
jedem künstlerischen Werk, steht sich der Schöp-
fer selbst darin.
Auf diese Weise können alle Künstler sein.
Die Kraft muß nur vorhanden sein, den Alltag
von sich abzuwerfen. Das Herz ist gern die
Werkstatt dieser schönen Kunst.

Was mir in Paris nicht gefallen hat

Kleine Bosheiten.

Paris ist tonangebend in der Mode. Mit
dieser Meinung durchwanderte ich Paris. Nach-
denklich blickten meine Augen auf die vielen
nachlässig gekleideten, ja schmutzigen Bürger-
frauen, Geschäftsinhaberinnen und Arbeiter-
mädchen.

Ist man gut angezogen, so wird man auf der
Untergrundbahn und im Omnibus auffallend
angesehen und fühlt, daß es richtiger gewesen
wäre, eine der billigen Autoschleifen zu neh-
men.

Paris ist Weltstadt. Schön! Willst du dir
dort aber beim Bäcker ein paar Brötchen oder
die berühmten knusprigen Schöcken erstehen,
so sei klug und nimm die Einwickelpapier mit.
Man erwartet, daß du sie uneingewickelt in
deine Manteltasche stopfst oder reichst dir zur
Not ein Fegchen braunes, ganz dünnes Seiden-
papier, das außerdem bezahlt werden muß.

Die Pariser Markthallen sind um ihrer groß-
artigen Konstruktion aus Eisen und Glas wil-
lig berühmt. Kauft man dort ein, tut man
gut daran, sich alte Mäntel anzuziehen, denn
die Stände sind eng nebeneinander und die
Durchgänge schmal und schlüpfrig. Und die
Luft! Froh begrüßt man wieder das himm-
liche Licht.

Frankreich ist das Land der Liberté! Im
Theater sieht jeder an, was ihm gefällt. Der-
ren sitzen im Lieberjäger, spüren sogar den
Wackel für die Hutablage, und kein Mensch
wagt, „pf“ zu rufen, wenn während der gro-
ßen Arie ungeniert weiter drauflosgeschwätzt
wird.

Der ungeduldige Ruf nach der Verkäuferin,
mit dem die Deutsche ihre Kaufkraft erst be-
merkbar machen muß, ist in Paris nicht nötig;
an keinem Stand des Warenhauses kommt
man vorbei, ohne angehalten und auf markt-
schreierische Weise zum Kauf aufgefordert zu
werden.

In den billigen Mittellokalen „a prix fixe“
gibt es vier Gänge und ein viertel Liter Wein
für etwa eine Mark, ein Glößchen voll auf je-
den Teller, von jedem nur einen kleinen Klotz-
happen, aber man hat so das tröstliche Ge-
wühlsein, ein regelrechtes Dejeuner der
großen Welt zu sich zu nehmen, wenn das „Café
d'Or“ auch nur aus — der Hälfte eines
Fringstrückens bestand.

Charlotte Rühl von Kalkstein.

Gingen Sie schon einmal auf Entdeckungs-
reisen mit der „neuen Linie“? Im Mathe-
geht nach Holland. Paul Federer schreibt
über „die Landschaft der weiten Räume“: das
ist das charakteristische Wort, und im Bildwerk
dazu, das ist der charakteristische Blick! Hollän-
dische Architektur in modernsten Beispielen,
holländisches Kunstgewerbe mit den dämoni-
schen Puppengestalten Harry van Tassen-
broeks: zum ersten Mal dann für eine breitere
Öffentlichkeit die Schätze der Kunstsammlung
Kroller-Müller aus dem Haag. Ueberraschun-
gen durch „die neue Linie“: als erste deutsche
Zeitschrift bringt sie, kaum daß die „Deutsche
Bauausstellung 1931“ in Berlin ihre Tore öf-
nete, bereits eine ihrer interessantesten Schöp-
fungen: in farbigen Zeichnungen sehr schön
den „Ring der Frauen“. Dazu ein Interview
mit dem Meister Peter Behrens. Im Modern-
teil Frühommerliches-Sommerliches. — Lite-
rarisches Kostbarkeitsbuch „neue Linie“: „Das
Ende vom Lied / Vom Lied ohne Ende“, eine
Novelle von Hans Jost, — der Name ein
Mann, der Mann ein Dichter. Er kommt her-
ter diesmal, leichten Schritts aus der Welt der
Kunst, aber er verläßt sein Niveau nicht.
Sollten Sie nicht Weisheit wissen: Sie kaufen
„die neue Linie“ für 1 Mark in allen Buch-
handlungen. Verlag Otto Beyer Leipzig-Ber-
lin.

Feiertag

Siehe, wir sind beisammen,
Bitter und Wind verfliehet,
Goldenes Sonnenflammen
Ueber den Himmel schwingt.
Ueber das Traumgelände
Stellet ein Glockenschlag —
Laß deine regen Hände
Ruhen am Feiertag!

Feiertag... Singende Seele,
Weißt du, weshalb du singst?
Daß du aus trunkenen Reihle
Wenige Worte nur ringst?
Feiertagsfeste Worte...
Purpurn wie Laub des Weine
Ueber der Lebenspforte:
Siehe, nun sind wir eins.

Rudolf Herzog.

Aus dem Engen und Weiten

Eine neue Königin von Saba.

Die Mitglieder des abessinischen Königs-
hauses hatten sich für die Nachkommen Salo-
mos. Sie glauben nämlich, von dem Knaben
abzukommen, den die schöne und kluge Königin
von Saba als Pfand ihrer Liebe von ihrer
Reise nach Jerusalem in die abessinische Heimat
zurückbrachte. Es soll nicht untersucht wer-
den, ob es mit diesem angeblichen Stammbaum
auch seine Richtigkeit hat. Interessanter ist es,
zu erfahren, daß es seit kurzem eine neue Kö-
nigin von Saba gibt und zwar aus Salomos
eigenem Geschlecht. Sie ist sicher nicht weniger
klug als ihre berühmte Ahnfrau, denn wie
wäre es sonst der kleinen Polin Rahel Meyer
gelungen, den weiten Sprung vom unbedeu-
tenden Elternhaus am Weichselstrand bis in
den Königspalast von Addis Abeba zu machen?
Die Nachkriegszeit sah zwar Rahel schon als
Frau eines ehemaligen zaristischen Obersten
in den Reihen der Wrangelarmee in Konstan-
tinopel stranden, was immerhin schon von ge-
wissen Erfolgen im Leben der jungen Dame
spricht, doch die Zukunft sah recht trübe aus.
Der Mann mußte nämlich — wahrheitsgemäß
weil er nicht gleichzeitig Ernährer war — ver-
abschiedet werden, und Rahel trat auf verschie-
denen Kabarettbühnen Osteuropas auf, bis sie
eines Tages in der abessinischen Hauptstadt
landete, um das Herz des Herrschers rasch ge-
langen zu nehmen. Vor kurzem erlebte sie den
unerhofften Triumph, daß der Nachkomme Sa-
lomos sie in aller Form zu seiner Frau machte,
in welcher Beziehung die kleine Rahel Meyer
es somit weiter gebracht hat als die Königin
von Saba selbst.

Ein Liebesabenteuer Napoleons.

Im Westen Kairo hinter dem Dorfe Em-
bade liegt die Ebene, wo Napoleon, stilles Ki-
lometer von den Pyramiden entfernt die Ma-
melucken geschlagen hat. Es war im Jahre
1798 am 21. Juli.

Eines Tages, beim Besuch dieser Königsgrä-
ber, befand sich auch eine Dame in Begleitung
des siegreichen Generals. Napoleon war be-
kanntheit kein Verächter des zarten Geschlech-
tes, auch auf seinen Feldzügen nicht, so sehr er
sich sonst über weibliche Schwächen lustig ma-
chte. Er wollte gern mit der Dame allein sein,
und da sich in der Wüste sonst keine Gelegen-
heit zu solchem Stelldichein fand, verschwand
er mit der Frau unbemerkt im schmalen Ein-
gang der Cheopspyramide. Indes einige Ra-
ber hatten das Paar „Christenbunde“ bemerkt,
sie schlichen sich von der Seite herzu, doch nicht
aus Neugier, oder um das Liebesglück der bei-
den zu stören: Elsig schoben sie gewaltig
Steine vor den Eingang und vermauerten ihn
innerhalb einiger Minuten derart, daß das
Paar wohl niemals wieder Ägyptens Sonne
erblickt hätten, wenn nicht um dieselbe Stun-
de eine Schar französischer Reiter vorbeizuge-
kommen wäre, die den General aus seiner ver-
zweifeltsten Lage befreiten.

Ein eigenartiger Zufall, an dem das künf-
tliche Geschick Europas damals geknüpft war!
Würde sich die Geschichte weiter entwickelt,
wenn der General für immer in der Pyramide
geblieben wäre?

Daheim (67. Jahrgang Nr. 32). Berlin wird
zur Zeit von der Bauausstellung beherrscht. In
drei Beiträgen nimmt das Daheim in vor-
liegenden Heft zu diesem Ereignis Stellung:
einmal in einem Aufsatz „Was bringt die Bau-
ausstellung?“, dann in einer Beschreibung des
größten deutschen Stahlbaus, des Bibliotheks-
baus des Münchner deutschen Museums und
endlich in sehr ergötzlicher Weise in einer No-
velle von Fritz Schanz: „Die Aussicht.“ In die
Zeit schlägt ferner eine spannende Abhandlung
H. A. Merbachs über die Zerstörung Magde-
burgs vor 300 Jahren und ein Beitrag zur
Jugendwandern als Bedurfis zum Kongress für
Jugendberater. — Gen. Höchst interessant ist auch
der Bericht Otto Lehmanns, des bekannten
Luthers, über seine „Hoffung“ in den
Vereinigten Staaten. Um diese Hauptbeiträge
gruppiert sich noch eine Fülle von Gaben in
Form von wertvollen Bildern und kleineren
Aufsätzen, von Rätseln und Rätseln, von
Blauereien und Anregungen, so daß jeder
Fest der bewährten Familienzeitschrift wieder
seine Freude an diesem neuesten, so lebendigen
Heft haben wird, in dem sich Unterhaltung und
Belehrung auf das Glücklichste paaren.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona.
Druck und Verlag: P. A. Sankt, Altona.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 18

Altena, den 12. Mai

1931

Männerurteile über Frauen

Von G. Bueh-Deffau.

Zwei Männer völlig verschiedener Einstel-
lung, einander lebens- und rassenfremd, haben
si chunlängst über die Frauen der heutigen Zeit
geäußert: Ford und Mussolini. Die Frauen-
welt horchte auf, vernahm das Wort und fand
sich falsch beurteilt.

Hat doch Mussolini seine Ansicht über Wert
und Lebensbestimmung der Frau in nicht viel
anderer Weise geäußert, als sein großes Vor-
bild Napoleon. Die Einstellung des Kaisers
gegenüber den Frauen kennzeichnete sich in
dem Verweis, den er Josephine erteilte: „Ma-
dame, ich habe Sie geheiratet, damit Sie mir
Kinder und nicht Ratschläge geben.“

Nicht viel anders, dem Sinne nach völlig
gleich, lauten Mussolinis Ansichten über die
Weiblichkeit. „Frauen“, schreibt er, „sind ein
Segen im Leben. Aber die höchste Aufgabe, die
ihnen obliegt, ist die, zu Hause zubleiben, ihre
Kinder zu morden und uns die weibliche Hilfe
zu geben, deren der Mann bedarf.“ Mussolini
Galtin lebt völlig zurückgezogen. Sie nimmt
an den öffentlichen Feiern so wenig teil wie an
den großen Empfängen. Sie lehnt es ab, auch
nur in der bescheidensten Weise von sich reden
zu machen. Mussolini hat aber nicht nur den
Begriff der Mutterchaft für die Frau als
höchstes Gut erklärt, sondern er äußerte auch
die Ansicht, daß es die geistigen Fähigkeiten
der Frauen nicht gestatten, ihre Lebensziele
jenseits der Grenzen der Hauswirtschaft zu er-
blicken. Der Duce nennt die Weiblichkeit auch
unserer Tage. „Vertreterin der weiblichen
Kultur“, schreibt er, „ist die Frau nicht nur
die Trägerin der Kultur, sondern auch die Ver-
treterin der Kultur. Sie ist die Trägerin der
Kultur, die sie in der Welt verbreitet.“

Mussolini ist den Frauen nicht nur Mangel
an geistiger Kraft nach, er hält die „Frauen“ auch
für ideenarm und unsfähig, selbst schöpferisch
den Menschheit Werte zu verleihen. Er hat un-
läßlich die Frage gestellt: „Geben Sie jemals
eine wirklich praktische Frau gesehen? Ich
nicht!“ Und der Duce verweist eifrig auf die
Frauenmode, auf die zeitraubende Arbeitsart
der Frau im Hause, die ohne Rationalisierung
und Sachlichkeit angeordnet und ausgeführt
wird.

Seife lächeln wieder auch hierzu die italieni-
schen Frauen, denn sie wissen am besten, wie
praktisch für sie im heißen italienischen Som-
mer die von höchster Stelle angeordnete
schwarze Kleidung ist. „Auch große Männer
irren“, hielt man auf ihren spitzbübischen Ge-
sichtern. Im Aus- und ist man dem Urteil des
Duce gegenüber weniger zurückhaltend, findet
sich aber meist mit dem Hinweis ab, daß an der
rückständigen Italienerin Kritik geübt
wird. Denn welche „Mutterkammerl“ würde es
gellaten? Ihr Lebensstil mit jenem der Italie-
nerin zu vergleichen?

Nun miß aber die Amerikanerinnen im
eigenen Lande einen Mann beherbergen, der
nicht schmeichelt von den Frauen spricht
als der große Italiener. Dieser Mann ist
Henry Ford. Nordamerikas Industriefürst und
Organisator. Der Mann, nach dessen Wirt-
schaftsfähigkeit Europa seine Betriebe ein-
stellt, hat klar und deutlich ausgesprochen, daß
er die Frauenarbeit außerhalb der Grenzen
des Hauses für eine vorübergehende Erschei-



Deutschlands neue Schönheitskönigin.

Die Filmschauspielerin Daisy d'Orta

(Baronesse Freyberg)

wurde in Berlin zur Schönheitskönigin

„Miß Germany“ 1931 gewählt. Daisy

d'Orta geht also als Kandidatin zur Wahl

der „Miß Europa“ nach Paris und zur

„Miß Universum“ nach Calveston (USA).

nung hält. Auch in seinen Augen ist die Weib-
lichkeit weder schöpferisch noch sachlich verant-
wortlich. Ford leugnet für die Frauen nicht nur
das Können, sondern auch den Willen, verant-
wortlich tätig zu sein. Ihre Arbeit erscheint
ihm als eine Leistung, die in all ihren Formen
nur derjenigen des Industriebearbeiters gleichzu-
stellen ist, der keinerlei Verantwortung zu tra-
gen hat. „Frauen“, sagt Ford, „sind nur in der
Lage, übertragene Arbeiten auszuführen, vor
der Übernahme von Verantwortung scheuen
sie zurück.“ Der große Industrielle nennt sie
Handlanger des Wirtschaftsebens. Als einzig
wahrhaftes Betätigungsfeld für die Frauen sieht
auch Ford das Heim, die Hauswirtschaft an.
Er ist sogar davon überzeugt, daß die Frauen-
arbeit in absehbarer Zeit wieder aus dem Be-
rufsleben verschwinden sein wird. „Warum“,
meint Ford, „sollen die Frauenkräfte in Ge-
bieten eingesetzt werden, die ihren körperlichen
und geistigen Eigenschaften nicht entsprechen,
während durch Jahrhunderte die Frauenarbeit
im Hause unter „rote Werte“ schuf?“

Wenn man zu den Äußerungen der zwei
großen Persönlichkeiten Stellung nimmt, muß
man allerdings sagen, daß sie bei ihren Ur-
teilen über die Frauen Ziele im Auge haben,
die sie erreicht sehen möchten. Mussolini, der
Staatsmann, sieht mit Besorgnis die Ziffern
der Geburten in Italien. Diese haben in den
letzten Jahren so erheblich nachgelassen, daß
sie, wenn der Ausfall sich in gleicher Stärke
fortsetzt, in zehn Jahren den niedrigen Stand
Frankreichs erreichen werden. Mit einem so
geringen Bevölkerungszuwachs aber kann
Italien seine Pläne nicht verwirklichen. Dem
Duce liegt alles daran, die Geburtenziffer zu
heben. Um dies zu ermöglichen, ist es not-
wendig, die Frau wieder im Hause zu verankern,
sie wieder zur „Mutter“ zu machen. Ford
wiederum hat den Grundfalsch der reinen
Sachlichkeit im Wirtschaftsleben mit größter
Energie betont, und darauf beruhen seine
Vorfälle. Zu den Qualitätskräften rechnet
Ford die Frauen nicht, er sieht in ihrer Arbeit
nur diejenige Tätigkeit, die sich in den schon

überfüllten Gebieten des Arbeitsmarktes an-
bietet, dort den Wettbewerb nur vermehrt. Es
ist so nach Ford unsachlich, die Frauen auf dem
allgemeinen Arbeitsmarkt zu belassen und das
Haus leer stehen zu lassen, das nach der Frauen-
hand verlangt.

Die Hausfrau räumt auf

Der Frühjahrsputz beginnt. — Keine
falsche Sparsamkeit. — Defen und Licht
auch im Sommer. — Mehr Heimsinn!

Von Anne-Marie Becker.

Jede rechte Hausfrau ist traditionell ver-
pflichtet, zu Pfingsten den großen Frühjahrs-
putz zu halten. Es ist keine schlechte Tra-
dition — wenn sich auch eine ganze Anzahl
männlicher Weiber darüber lustig macht —, in
kommenden Sommer alle Reste des Winters
aus der Wohnung zu vertreiben. Wie der ein-
zelne Mensch sich auf Sonne, Licht und Luft
umstellt, so soll auch die Wohnung von der
wintertlichen Aufgabe, Zuflucht zu sein vor den
Unbilden der Witterung, umgestellt werden auf
die andere, ein heiterer Versammlungsort und
Aufenthaltort der Familie zu sein, die sich
sich froh zu einander gefüllt. Die alte städtische
Sitte, zur schönen Jahreszeit eine Sommer-
wohnung vor den Toren der Stadt zu beziehen
entsprang ganz und gar dem Gefühl, daß der
rauhe Winter andere Wohnbedürfnisse schaffe
als der freundliche Sommer.

Wir, die wir es uns nicht leisten können,
zwei Wohnungen zu unterhalten, sondern auf
eine und dieselbe angewiesen sind, sollen den-
noch unser Heim dem Frühling und Sommer
anpassen. Was tut man? Zuerst eine gehörige
Reinigung und Lüftung aller Räume. Die
Gardinen werden gewaschen; wo es nötig ist,
wird ein Zimmer neu tapetiert, eine Decke,
ein Fußboden neu gestrichen. Es ist leider
Mode geworden, solche Arbeiten selber zu ma-
chen, in der falschen Voraussetzung, daß damit
gelpart werden könne. Der Stoff auf die ei-
gene Leistung schwindet aber bald, wenn sich
nachher die Mängel herausstellen: die Tapete
abplatzt, die schmutzige alte Decke wieder drück-
kommt, die Farbe vom Fußboden abblättert.
Der Nachbar Handwerker ist der rechte Mann,
die Wohnung insandzulegen. Er soll auch ge-
holt werden, wenn ein Möbelstück frisch zu po-
lieren ist, die Kommode einen neuen Fuß
braucht, der Schrank ein anderes Schloß ha-
ben muß und die Angänge und Kleider für den
Sommer ausgebessert und geputzt werden
sollen. Sie kommen ja wieder hervor aus
Schränken und Truhen, machen Platz der Win-
terkleidung, die mottentlicher und vor Staub
geschützt ins Lager kommt. Die Defen, ver-
stärkteste Freunde des Haushalts, treten in
ihrer Bedeutung etwas zurück. Es gehört sich
aber, daß man sie in der Uebergangszeit bis
wenigstens zu den drei Eisheiligen und mög-
lichst noch etwas darüber hinaus in härterer
Bereitschaft hält; nichts ist gefährlicher für die
Gesundheit, als dem verwöhnten Körper die
gewohnte Wärme zu entziehen. Im Sommer
muß dann der Ofenfeher kommen und die
Kofte und Züge nachheben, Züge vertreiben
und den Ofen überhaupt gründlich reinigen.
Uebertrieben wäre es, den Herd in der Küche
außer Betrieb zu setzen, an seiner Statt etwa
den Gasbrenner zu benutzen, der winters aus be-
rechtigter Sparsamkeit, um doppeltes Heizen
zu vermeiden, in irgend einer Ecke stand. Die
Aufgaben der Hausfrau im Sommer beghän-
ken sich ja nicht nur darauf, schnell ein leichtes
Essen zu bereiten; sie muß auch einkochen und
braucht dazu Wärme. Sie muß heißes Wasser
bereit haben zur Wäsche der Sommerkleider,
sie muß einen warmen Platz haben für kalte
regnerische Tage. Die paar Brühzeiten im Kü-

Ellen entscheidet Himmelfahrtsskizze von Paul Richard Hensel

Ellen schob den Tennisschläger unter den Arm und warf den Kopf zurück. Es war wirklich nicht leicht, mit zwei so verschiedenen Männern wie Harry Bing und Thomas Gille schön zu tun. Bing hatte ein Bild von ihr gemacht; es zeigte ganz die kokette und elegante Ellen, die sie alle gewohnt waren, und nur Gille dachte wohl daran, daß diese Aufnahme nur ein Alleinsein möglich gemacht. Er wurde still, und das verstimmt Ellen. Sollte er mehr Recht? Er war ein lieber Kerl, aber...

Sie standen am Eingang des Klubhauses. „Morgen ist Himmelfahrt!“ sagte Harry Bing. „Sie werden doch nicht zu Hause bleiben wollen, Ellen?“

„Wahrscheinlich nicht. Ich habe nicht einmal Lust, allein zu bleiben!“ Sie sah Gille neben dem anderen stehen. Was sollte sie jetzt sagen? Sie war ein wenig nervös und mußte durch eine Leichtigkeit darüber hinwegkommen.

Während sie den Schloßpark schaute, sagte sie mit ihrem lebenswichtigen Lächeln: „Sie verstehen, meine Freunde, daß ich niemand von Ihnen bitten kann, mir Gesellschaft zu leisten.“

„Wollen Sie mir helfen, die Schwierigkeit zu lösen? Morgen in aller Frühe mache ich einen Spaziergang irgendwohin ins Freie. Sie kennen ja meine Lieblingsplätze. Wer mich zuerst findet — also Sie verstehen! Aber da das sehr unannehmlich ist, haben wir uns auf alle Fälle um neun Uhr hier zur Morgenpartie. Die wird nicht gescheit.“

So, mochten sie nun denken und tun, was sie wollten! Wenn man etwas dem Zufall überläßt, kann man sich immer leicht für das entschuldigen, was danach kommt.

Die beiden Männer gaben ihr die Hand. Ellen sah schon aus, wie sie zwischen Abend und Morgenpartie stand.

Am frühen Morgen klappte es vor Ellens Fenster. Aus einem roten Kabinett klopfte ihr Harry Bings Gesicht entgegen. Fabelhaft, doch...

„Herrgott, schaffen das alles leicht, es läßt sich...

„Aber das Aufstehen ist nicht nur äußerlicher Art! Der Frühling ist nun einmal dazu da, um auch auf die Herzen, auf das Gemüt der Menschen einzuwirken. Eine Hausfrau, die im Mai lediglich für die Reinigung oder Instandhaltung der Wohnung sorgt, würde nur Stillstand vollbringen. Sie muß auch aufstehen mit all den trägen Erscheinungen und Stimmungen, die während der langen, allzu langen Winterzeit eingegeben sind, jedoch im trauten Heim keine bleibende Stätte haben dürfen. Schon das Wort Hausfrau — das so vieles besagt — läßt erkennen, wie sehr es gerade bei der Frau des Hauses auf das Ansehen, was wir unter „Heimlichkeit“ verstehen, kommt der Gatte abgelenkt oder bejodelt von der Arbeit, dann soll ihn ein Frühlingsergrün empfangen in Gestalt der ersten Blüten, begleitet von einigen lieben Worten. So werden neue Brücken geschlagen, und deren kann es heute, wo es oft allzu trübe ausfällt, gar nicht genug geben. Selbst in einer kleinen Stube vermag der Penz seine beglückende Stimmung auszubreiten, sobald der Heimsinn gepflegt und durch ihn so mancher Schatten aus der Wintertage verschwunden wird. Das ist dann das gründlichste Aufstehen!“

— — —

Ellen Beinhorn

Das tapfere Mädchen der neuen Zeit.
(Unterbrechung mit der Afrikafliegerin.)
Von Franz Rehnhoff, Hannover.

Wenn die Ellen sich irgend etwas vorgenommen hat, dann gibt's kein Halten mehr, keinen guten und keinen bösen Rat. Sie geht auf ihre Aufgabe los und läßt nicht eher nach, als bis sie bezwungen ist.“ Das sagte mir der Kaufmann Henry Beinhorn, der Vater der Afrikafliegerin, auf dem Flugplatz zu Hannover, während seine kühnen, abmüdenen Blicke über ansehbarer Menschenmassen schweiften, die ihre Bandenmännin mit heißem Herzen in ihrer Vaterstadt begrüßen wollten. Das klang mit einem Unterton wie: Auch das ist ihr nun wieder gelungen, alle diese Menschen hierherzubringen und sich von ihnen beschäftigen zu lassen: Trübsal bist Du, Ellen. Und die Mutter hört das, obwohl es unangenehm ist und um ihr energisches

te sie; und lang berechnet: Wenn er hier wartet, findet er mich doch gleich. Ihr Gefühl dieses Zupackens. Also gut. Mit Harry Bing konnte man sich sehen lassen. Es mußte sich auch gut mit ihm leben, heiter, sicher. Himmel, wie schnell ihre Gedanken heute liefen!

„Ein neuer Hut?“ Das waren seine ersten Worte, als sie einstieg. Und da die Situation nun klar war, wurde der Morgenpaziergang gestrichen und der Wagen nach dem Tennisplatz gelenkt. Eine Partie — und dann hinaus.

Im Klubhaus trafen sie Gille. Da wurde Ellen ein wenig verlegen. Er hatte sie so sonderbar angesehen. Aber was machte er hier schon so früh?

Sie spielte nachlässig. Bald trat sie mit einer Entschuldigung zurück und überließ das Feld Bing und zwei anderen, ging in das Klubhaus in den Schatten der Bäume — da stand Gille und packte ein kleines Kofferchen.

„Warum spielen Sie nicht mit Thomas?“ fragte sie. „Wir haben ja wenig Bälle.“

„Ich habe heute schon verloren. Ich kann auch nicht mehr ausweichen. Ich bin nur gekommen, um einzupacken.“

Er wollte fort? Ganz betroffen stand Ellen vor ihm. „Sie müssen nicht alles so ernst nehmen, Thomas. Das war doch gestern dumm, sich wegen des Bildes aufzuregen!“

Sie wußte sich selbst nicht aus. Sie mußte darauf es ankommen. Schon hatte sie sich einen Korbstuhl herangezogen.

„Sprechen wir nicht mehr davon!“ sagte Gille und wehrte leicht mit der Hand ab.

Ellen wollte unbedarft erscheinen. „Haben Sie heute verschlafen?“ fragte sie lächelnd.

Er nickte. „Ich habe gesehen, wie Sie sich über Bilder freuen und ich wollte Ihnen auch eins schenken. Ich habe gestern noch daran gearbeitet, aus einem kleinen Bild, das Sie mir einmal gaben, eine einzelne Kopf herauszunehmen und zu vergrößern. Vielleicht gefällt

ihnen.“ Er reichte ihr den gelblichen Karton mit dem Kopf einer Frau.

Langsam sah Ellen auf das Bild. Ganz still war es um sie geworden. Ganz andere Augen sahen endlich den Mann an. „Meine Mutter! — Dank, Thomas.“

Und der Blick ging wieder zurück auf das Bild. „Sie hat es im Leben nicht leicht gehabt.“

„Weil sie das Leben so leicht nahm, wurde es ihr zu schwer, Ellen. Aber das Leben kann leicht werden, wenn man manches darin — ernst nimmt.“

„Und warum geben Sie mir das heute?“ kam es leise zurück.

„It is just not a year her, daß Sie allein bleiben?“ Sie sollten nicht vergessen, daß Himmelfahrt wohl ein Tag sein kann, an dem man in ein Glück, in ein neues Leben hinein fahren zu können glaubt, daß es aber auch immer ein Tag ist, an dem irgend ein Mensch aus unserer Mitte fortgeht.“

Leise schnappte das Schloß seines Koffers ein. Und dieses Einrasten, das auch ein Verlieren bedeutete, machte Ellen zu dem Bemühen auf, daß dieser Mann nur für sie dachte und daß es wohl tat und den Wunsch weckte, auch gut zu sein. Sie streckte Thomas die Hand hin. „Ach, meine Mutter! Aber fort lasse ich Sie nicht. Geben Sie das herrliche Bild!“ Sie mußten mit noch von meiner Mutter erzählen. Ich weiß, Sie kennen sie gut — ja, kommen Sie!“

Da zog er auch schon ihre Jacke an und ging vor ihm her, durch den kleinen Garten an den Spielplätzen vorbei, ohne sich umzusehen. Sie ging schweigend und doch leicht. Der Bahnweg war in der Nähe. Der Zug trug beide irgendwohin. Nur sprachen sie gar nicht von der Toten, sondern lachten und waren froh und mutig, der Himmel ist da, wo zwei Menschen allein sind, die sich Glück geben wollen.

plötzlich das Steinhuder Meer. Da bin ich natürlich flink umgekehrt.“

Das war ein Spaß. Sie winkte sich vor Vergnügen. Das darf man Ruhe nennen! Eine große Stadt, ein hoher Magistrat zum feierlichen Empfang veranlaßt, dazu die Eltern, die sie vier Monate nicht gesehen hat — nur die Stimme des Vaters vom Fernsprecher am Vorgarten nach in ihren Ohren hängen — und sie „döst“ von Berlin ein paar hundert Kilometer zu ungefähr nach Hannover.

Wie herzlich läßt sich beim Fliegen „dösen“! (Wenn man's kann!) Keine Bäume, keine Straßengräben, keine schattende über den Weg laufenden Gänge. Und vor Banketten, Empfindungen, Photographen, Radiomikrophonen, mit lauter kühnen Fragezeichen vollgepackten Journalisten, geschäftswütigen, hegenden Vortragsgenossen, Flugzeugindustrialisten, armen, ist man ganz, ganz sicher, wenn man erst einmal mit Vollgas unterwegs ist.

Einmal waren Sie auf diesem Flugplatz, als Hauptmann Köhl aus Amerika in die Heimat zurückkehrte. Demals Zuschauer. Heute stehen Sie die Afrikafliegerin, am Platz des Transoceanfliegers. Welche Empfindungen bewegen Sie bei dieser Erinnerung?

„Darauf möchte ich eine ganz offene Antwort geben! Ich komme mir bei diesen freundlichen, rauschenden Empfindungen ein klein wenig dumm, am unrechten Platz vor. Mir ist, als dürfte das nicht sein, als wäre das alles zu viel, als käme es mir gar nicht zu. Gewiß, ich habe mir eine nicht ganz einfache Aufgabe gestellt. Aber ich habe ja so, so viel Glück gehabt. Dieses Mißgeschick in der Wüste! Und doch bin ich genau an dem vorgezeichneten Tag wieder hier gewesen. In Berlin traf ich mit Verpöpfung ein. Und doch ging alles gut! So etwas Großes und Schönes hätte man doch nicht zum zweitenmal aufkommen bekommen. Wenn die Regierungsbürokraten erst einmal nach Hannover sind und entläßt nach Hause kommen, dann kommen sie doch so leicht wieder!“ So ist dieses Mädchen, formlos und doch würdevoll. Freundlich und verbindlich, aber doch unerschütterliche Aufrichtigkeit und starrer Naturförmigkeit.

Und die Zukunft? Ellen Beinhorn möchte, wie sie diese Frage beantwortet: „Vorwärts, viele Vorwärts in großen und kleinen Schritten. Und dann Auslandsreisen als Repräsentantin des deutschen Flugwesens und der deutschen Flugzeugindustrie! Eng und werde ich kennen lernen! Die Kameradin Amy Johnson haben in diesen Fällen die Last und Verantwortung für den Lebensunterhalt der Familie. Begriffe und Schlagworte wie: Überalterung und Rückständigkeit wirken sich verheerend aus. Gewiß, Technik und Wissen, auch die Handhabung der äußeren Lebensführung können überaltern. Das vergessen leider nur zu oft die

Der lebendige, zukunftsstrahlende Gegenpol des Modemädchens. Modemädchen, das ist das Abfallende, Abfallende, Vorgehende. Moderne neue Jugend, das ist das Streben, der Kampf, der Aufstieg, das Leben. Wunderbares Sinnbild des neuen Mädchens, diese Afrikafliegerin mit ihrem kühnen Drang: Vorwärts und empor.

So sind die Mädchen der neuen, unserer harten Zeit, die eines unerbittlich fordert: Unverzagtheit! So wie diese Ellen sind die Mädchen, die in Wahrheit die Zukunft unter ihren Herzen tragen, wenn sie sich als Mütter erfüllen. Mütter von Söhnen und Töchtern, die Kämpfer sein werden. Diese Afrikafliegerin und ihre Kameradinnen in der Tat und im Geist begrüßen wir als die lebendige Gewißheit, daß auch morgen sein wird: Deutschland!

— — —

Die Spannung zwischen Alt und Jung

Drei Generationen stehen heute im Kampf ums Dasein: Die Generation, die bereits vor dem Krieg auf der Höhe des Lebens stand, die, die ihn als heranwachsende Menschen erlebten, und die, die über deren erste Kindheit hinwegging. Und dieser Krieg und seine unruhigende Nachzeit sind es, die das Verhältnis zwischen den angeführten Generationen bestimmen. Die mittlere Altersklasse, die Menschen, die dem Krieg und seinem Erleben am aktivsten gegenüberstanden, scheiden in gewissem Sinne für unsere Betrachtung aus. Sie nehmen eine Sonderstellung ein. Von welcher Seite sie auch heute den Krieg betrachten, er ist die Geburts- und Schicksalsstunde ihres Menschseins. Alles, was davor war und danach kam, wurde, so schwer auch die Nachkriegszeit empfunden ward, erdrückt und immer wieder zu Boden gedrückt durch die Wucht des Kriegserlebens, die in der Zeit des Aufbaus und der eindrucksvollsten Jugendjahre. Die Lebensbedingungen dieser Menschen aber wurzeln zu gleichen Teilen in der Vor- und in der Nachkriegszeit. Und das gilt annähernd gleichmäßig für beide Geschlechter. — In eigentlichem Gegensatz zueinander stehen die Vorkriegs- und die Nachkriegsgenerationen. Und viel Witternis, viel Leid,ummer und schwere Enttäuschung bringt dieser Zwiespalt für alle Beteiligten. Wo liegen die Wurzeln dieses unglückseligen Gegensatzes, der auch in den umfänglichsten Verhältnissen, soweit es heute solche noch gibt, sich geltend macht? Einmal sind es Faktoren, die als von außen kommend betrachtet werden wollen, und geeignet sind, trennend zu wirken. Die Schule als erste, ebenso demütig um pflegliche Stärkung des Familiengebührens, verlag auf dieser Seite. Man mag über den ehemaligen Religionsunterricht denken, wie man will. Er vermittelte stärker, eindringlicher, als das heute geschieht, sittliche Anschauungen über die Pflichten, die der Familienverband auferlegt: Ehre Vater und Mutter... Nicht immer mag die rechte Form gefunden sein, nicht jedem Religionslehrer war es möglich, direkt zu der bildungsfähigen Jugendseele zu sprechen. Aber es wurde doch gesprochen und der Religionsunterricht nicht so dilettantisch behandelt, wie man es heute beliebt. Die Eindrücke, die der innerpolitische Kampf vermittelt, sind auch nicht immer dazu geschaffen, den in der Schule gepflegten Rückhalt an der Familie zu zittern. Zu allem kommen die unsicheren wirtschaftlichen Verhältnisse. In den Jungen lösen sie ein beschleunigtes Lebens tempo aus. Mit der ihnen innerwohnenden Kraft versuchen sie, möglichst viel aus der kurzen Spanne Zeit herauszuholen, die sie jeweils überblicken können. Die Älteren hingegen werden durch die bösen Erfahrungen, die sie gemacht haben, zur Vorsicht gezwungen. Sie wollen hemmen, zurückhalten, um im Falle noch größerer Not nicht mittellos dazustehen. Zu begreifen sind beide. Aber eben so klar liegen auf der Hand die Gegensätze und Spannungen, die sich aus diesem Verhältnis ergeben. Die Aufgabe des beschränkten Arbeitsmarktes, der aus den verschiedenen, meist bekannten Gründen junge Kräfte älteren, wenn auch vielfach erfahrenen, vorzieht, wirkt sich ähnlich mißlich aus. Der junge Sohn, die Tochter sehen sich dem Vater vorgezogen. Auf ihren Schultern liegt in diesen Fällen die Last und Verantwortung für den Lebensunterhalt der Familie. Begriffe und Schlagworte wie: Überalterung und Rückständigkeit wirken sich verheerend aus. Gewiß, Technik und Wissen, auch die Handhabung der äußeren Lebensführung können überaltern. Das vergessen leider nur zu oft die

Älteren. Die Jungen aber vergessen, daß das Wissen um Menschen — eigentliche Menschenkenntnis — überaltert. Denn in ihren Grundzügen werden sich die Menschen und die Erfahrungen, die man mit ihnen macht, stets gleich bleiben. Und dieses Wissen zu besitzen, ist und bleibt nun einmal das Vorrecht der Älteren, das nicht immer als Glück bezeichnet werden kann.

Die Jugend von heute ist nicht schlecht und oberflächlich, wie das Alter nicht dumm und beschränkt ist. Sie leiden beide ein schweres Schicksal. In der Natur der Sache liegt's, daß sie es verziehen werden. Ein Ausgleich für beide Teile müßte zu schaffen sein über den Gedanken, daß es das Geschick des Vaterlandes ist, das sie leiden, gemeinsam leiden, und das nur dadurch erträglich werden kann, daß man sich entgegenkommt, die Beweggründe des anderen zu begreifen sucht und ernst die Möglichkeit antreibt, eine gemeinsame Lebensweise zu finden. Die Pflicht zu diesem Bemühen liegt beiden Generationen gleichmäßig auf.

— — —

Wie wirkt du bei Tisch?

Es ist nicht jeder, der sonst in jeder Situation „auf sich hält“, darauf bedacht, auch bei Tisch eine gute Figur abzugeben. Aber gerade das ist ungenügend wichtig, wollen wir gesellschaftlich anerkannt werden. Ein unappetitlicher Tisch nachher oder vis-a-vis kann eine Qual bedeuten und einem die verlockendsten kulinarischen Genüsse vergrämen. Es ist durchaus nicht nötig, daß er gegen die natürlichsten Regeln des Anstandes verstößt und etwa das Messer an unrichtiger Stelle gebraucht. So „gebildet“ ist heute ungefähr jeder, daß er sich derartige Scherze erlaubt. Aber — wenn er mit diesem Messer im Eifer des Gefechts gelegentlich mal herumfuchelt oder eine Art Fingerfertigkeit damit anstellt — wohlwollend immer unbewußt, wenn er mit fingrigen Semmelkrumen zwischen den Fingerspitzen zerstreut — es kann seinen Nachbarn zur Verzeihung bringen. Alle die scheinbar nervösen Angewohnheiten, die wir bei Tisch kennen, wie etwa dauerndes Spielen mit dem Weinglas oder mit dem Messerfortbewegen — sie können die vorzüglichste Unterhaltung beeinträchtigen. Besonders die Herren leisten sich in solchen störenden Angewohnheiten Erlaubnisse. Daß der Suppenteller seitwärts und nicht mit der Spitze zum Munde geführt wird, wissen wir alle. Daß es unschicklich ist, Kartoffeln mit dem Messer zu zerteilen, ist schon nicht jedem bekannt; desgleichen nicht, daß ein Anheben des Suppentellers gegen die gute Etikette verstößt. Spargel essen ist eine kleine Kunst. Man ist aber lange davon abgesehen, als Gefäß bei Tisch gelten zu lassen, die Spargel ungeschneitten mit den Fingerspitzen zu Munde zu führen. Es ist heute erlaubt, die Spargel einmal durchzufressen; jedenfalls nicht es auch appetitlicher, als wenn bei einem ungeteilten Stück die Tropfen dauernd vom Munde tröfeln.

Eine gute gerade Haltung bei Tisch ist erste Bedingung. Der Kopf darf nicht zu tief über den Teller geneigt sein. Wer ganz korrekt sein will, legt nach beendetem Mahl Messer und Gabel nicht kreuzweise, sondern schräg zusammen rechts auf den Teller.

Im allgemeinen kommt es aber viel mehr auf das Allgemeine als auf solche kleinen Besonderheiten bei Tisch an. Man muß das gewissermaßen im Gefühl haben. Und weil es so ist, darum finden wir auch unter den Herren bei weitem mehr als unter den weiblichen Geschlecht solche Menschen, in deren Nähe man bei einem Diner beileibe nicht sitzen möchte. Die Frau ist persönlicher, eifriger, bewußter, darum wirkt sie bei Tisch auch schwerer ungeschön als der Mann; vielleicht liegt es auch daran, daß letzterer sich mehr dem Genuß des Mahles hingibt und darüber seinen äußeren Menschen leichter vergißt.

Aber eins sollte sich jeder zum Grundsatz machen: Daheim die gleiche Sorgfalt zu üben wie im fremden Hause. Einmal, weil er seinen Angehörigen dieselbe Rücksicht schuldet wie Fremden, dann, weil ihm die gute Etikette dann zur Gewohnheit geworden ist und er — mit dem Festhalten nicht erst seine ständigen Gewohnheiten anlegen und — nachher daheim — wieder ablegen soll.

Gede Mutter sollte so früh als möglich ihre Kinder zu guten Tischsitten anhalten; das gehört mit zu einer gewissenhaften Erziehung.

Gerda Merrens.

Die Sprache des Kindes

Eine der größten Wohltaten, die die erziehende Mutter ihrem Kinde angedeihen lassen kann, ist die Pflege der Sprache. „Warum?“ mag manche Mutter einwenden. „Unser Kind der verstehen uns gut, wir verstehen sie; warum eine besondere Pflege?“ Wer so fragt, denkt nicht darüber nach, daß das heranwachsende Menschenkind ja nach Verlassen der Schule und des Elternhauses einen Beruf ergreifen soll, der in den meisten Fällen doch sprachlichen Umgang mit anderen Menschen erfordert. Wie schwer tut sich da der junge Mensch, der nur in undeutlicher, lässiger Sprache verhandeln kann, weil er daheim nichts anderes hörte und sein Mund nie anders sprechen lernte, während sein vielleicht minder begabter Berufskamerad ihn allein durch seine saubere, gut verständliche Aussprache in den Hintergrund drängt. Es ist nun einmal so: Die korrekte Sprache repräsentiert. Sie verleiht unbedingte Sicherheit des Auftretens, die so leicht zu Erfolgen führt. Also kommt es doch sehr darauf an, daß die erziehende Mutter dem lernenden Kinde die Worte gut und deutlich vorpricht und beibringt. Ich halte nicht für gut, daß die ersten Ballworte der ganz Kleinen von den Eltern in gleicher Weise nachgeahmt, anstatt verbessert werden. Das Kind behält diese Ballworte für längere Zeit in seinem kleinen Sprachschatz bei und muß sie später mühsam wieder aussortieren. Die kleinen Sprechmerkmale haben aber mit neuen Worten ohnehin genügend zu tun. Sie erfahren durch die Auswertung aller der Ballworte eine übermäßige Belastung.

Dann folgen die Schulsprache. Schon da ist das deutlich sprechende Kind dem anderen überlegen und dem Lehrer ist die Arbeit bedeutend erleichtert. In der Sprache des Kindes erkennt man die Art der Mutter. Sprechen wir doch nicht umsonst von unserer „Muttersprache“. Wie entziehen uns die Worte der Kleinen, wenn sie deutlich und ohne Verflüchtigung zu uns herausklingen. Jede Mutter wird sich im Interesse ihres Kindes dieser ja nicht großen Mühe und Aufmerksamkeit gern unterziehen. Es kommt nur darauf an, daß dem Kinde immer wieder gesagt wird, daß es die Worte deutlich und ohne Entstellung ausspricht, und daß in der ganzen Familie die Umgangssprache durch den Dialekt nicht vernachlässigt wird. Unterem heimlichen Dialekt wird dadurch nicht der Abschied gegeben. Er ist ein Geschenk des Himmels, auf dem wir gewachsen sind und soll uns nicht genommen werden. Der heimliche Dialekt kann neben dem deutlichen — man könnte sagen schriftdeutschen — Ausdrucksweise existieren. Man kann beide beherrschen lernen.

— — —

Was sind Briefe... „Der schöne Brief“

Briefe sind stille, seine Wertmesser unserer Persönlichkeit. Aus ihnen spricht nicht allein die Kraft des geistigen Vermögens, sondern wie aus tiefem, schönem Blick, aus wohlklingender Stimme, das Unerschöpfliche, Unersättliche des Menschen — seine Seele.

Dein Spiegelbild ist nicht so sehr der Ausdruck deiner Wesensart wie dein von Herz und Sinn diktiert Brief. Es ist bezeichnend, daß im Rahmen, in dem du dich zeigst, von äußeren Dingen, die vielleicht kein Merkmal deines Wesens sind.

Dein Bild, das du von dir verteilst, erscheint jedem der Bekannten anders, als es selbst dich kennen, weil eben dein Bild nur die äußere Erscheinung, nicht deine Individualität festhalten vermag.

Aber im schönen Brief liegt der Zauber unseres Innenlebens erschlossen. In ihm offenbart sich dein Freund und du dich ihm. Wie im vertrauten Gespräch zu zweien, im Austausch von Gedanken und Empfindungen, liegt aus der Feder alles Leid und alle Freude. Das Zeit halbiert sich schnell im Brief und die Freude macht er doppelt stark.

Wie so momelem, so traut! Erstes Wort, das mir erschallt, Süßes erstes Liebeswort! Erster Ton, den ich gelasse, Klingelt ewig in mir fort!

— — —

Was sind Briefe... „Der schöne Brief“

Briefe sind stille, seine Wertmesser unserer Persönlichkeit. Aus ihnen spricht nicht allein die Kraft des geistigen Vermögens, sondern wie aus tiefem, schönem Blick, aus wohlklingender Stimme, das Unerschöpfliche, Unersättliche des Menschen — seine Seele.

Dein Spiegelbild ist nicht so sehr der Ausdruck deiner Wesensart wie dein von Herz und Sinn diktiert Brief. Es ist bezeichnend, daß im Rahmen, in dem du dich zeigst, von äußeren Dingen, die vielleicht kein Merkmal deines Wesens sind.

Dein Bild, das du von dir verteilst, erscheint jedem der Bekannten anders, als es selbst dich kennen, weil eben dein Bild nur die äußere Erscheinung, nicht deine Individualität festhalten vermag.

Aber im schönen Brief liegt der Zauber unseres Innenlebens erschlossen. In ihm offenbart sich dein Freund und du dich ihm. Wie im vertrauten Gespräch zu zweien, im Austausch von Gedanken und Empfindungen, liegt aus der Feder alles Leid und alle Freude. Das Zeit halbiert sich schnell im Brief und die Freude macht er doppelt stark.

Gerda Merrens.